

Die unmoderne Wirtschaft.

Aus der Häuslichkeit in Kriegszeiten.

Unmodern? Nein, das kann man wirklich nicht glauben, gerade jetzt, da man überhaupt nur mehr vom Essen redet, und selbst die Männer, die früher mit ihren Interessen fernab von den häuslichen Sorgen standen, sich vor allen Dingen um die Speisekammer kümmern. Wo immer man einander begegnet — überall werden nahezu ausschließlich wirtschaftliche Angelegenheiten erörtert: Kriegens Sie Mehl? Haben Sie noch Fett? Wenn ich nur wüßte, wie man sich Erdäpfel beschafft! Alles könnte man ertragen, nur die Milchnot nicht. . . . So geht es weiter in den verschiedensten Tonarten. Und da will man von „unmoderner Wirtschaft“ sprechen?

Dennoch ist es so. Von allen möglichen Seiten hört man versichern, daß man der Wirtschaft müde ist. Ein junges Ehepaar hat sich entschlossen, überhaupt nicht mehr zu Hause zu kochen und lieber ins Gasthaus essen zu gehen. Die Frau erklärt: „In den vielen Stunden, die ich beim Anstellen bergende, kann ich mir etwas verdienen. Ich glaub', Franz, es ist wirklich klüger, ich schaue mich um eine Stelle um und wir gehen ins Wirtshaus essen . . .“ Der Mann ist einverstanden. Ihm ist das endlose Herumlaufen der Frau, die fast den ganzen Tag über auf Jagd nach Lebensmitteln ist, ohnedies unlieb genug gewesen. Er hatte immer Angst, sie würde dabei krank werden. Und darum ist er mit ihrem Vorschlage einverstanden. Wenn sie Kinder hätten, wäre es etwas anderes, aber für sie beide steht die Plagerei tatsächlich nicht dafür. Man beschließt, einfach Essen holen zu lassen oder selbst zum „Sahn“, zum „Sirchen“ oder zum „Rössel“ speisen zu gehen. Von dem einen Ehepaar hören es die Freunde. Sie finden, daß die Maiters sehr recht haben und wollen es gerade so machen. Auch die Müllers und Webers lassen für Kriegszeit das Feuer des häuslichen Herdes erlöschen und überantworten ihre Ernährung dem Gasthause. Teurer ist es kaum, zumal dort, wo auch die Zeit Geld ist.

Ein anderer Modus besteht darin, daß zwei Familien sich vereinigen: Die Eltern ziehen mit der verheirateten Tochter zusammen oder zwei Schwägerinnen mit ihren Männern, zwei Brüder mit ihren Frauen. Das vereinfacht die Wirtschaft. Man hat nur einmal Dicht, nur einmal Feuerung, und legt man die Mehlkarten, Fettkarten, die Zuckerarten zusammen, so läßt sich bei dem dadurch vermehrten Quantum doch leichter haushalten.

Das sind zweifellos Ansätze zu der namentlich in Deutschland viel erörterten Frage des „Einküchenhauses“, das heißt jenes Hauses, das mit einer Küche verschiedene Familien in verschiedenen Wohnungen versorgt. Bisher hat man dieses System in Oesterreich abgelehnt, und das wird man wahrscheinlich auch künftighin tun. Der Oesterreicher liebt sein Heim und vor allen Dingen die Individualität seines Heims. Er will essen, wann es ihm beliebt, und will sein Rindfleisch, seinen Apfelmudel oder Kaiserfischmarren, will seinen Kaffee oder sein Gulhas so zubereitet haben, wie es seinem sehr persönlichen Geschmack entspricht. Schon der Gedanke, daß eine Küche mehrere Häuslichkeiten versorgt, was diese Häuslichkeiten selbstverständlich ganz naturgemäß banalisiert, berührt ihn unangenehm. Er kann „liebloses Essen“ nicht vertragen, abgesehen davon, daß das Einküchenystem zu einem engeren Zusammenschluß mit den übrigen Wohnparteien des betreffenden Hauses führen muß, was schon an sich nicht jedermanns Sache ist. Der richtige Boden für diese Bewegung ist Oesterreich somit keinesfalls. Der

Krieg ist jedoch Ausnahmestand und man hält eben durch, so gut man kann.

Auch zwei oder drei Nachbarinnen, die auf demselben Gang wohnen, haben vereinbart, ihre drei Küchen zu einer zu vereinigen, nicht aus Ueberzeugung, sondern nur, um unter den bestehenden Verhältnissen Zeit und Geld zu ersparen. Auf der einen Seite herrscht vielfach Mangel an Dienstpersonal, auf der anderen entlassen Hausfrauen, die bisher zwei Dienstmädchen hatten, das eine, und wieder andere behelfen sich ganz ohne Mädchen, allenfalls nur mit einer Bedienerin. Es handelt sich dabei weit weniger um den Lohn für die häusliche Hilfskraft, als um deren Verpflegung.

Man hat auch sonst bestimmte wirtschaftliche Arbeiten eingeschränkt oder vollständig aufgegeben. Der Waschttag entfällt in vielen Häusern, weil die Hausfrau berechnet hat, daß durch die enorme Steigerung der Seifenpreise, durch das Essen der Wäsjerin und die erschwerte Möglichkeit, sich Kohlen und Petroleum zu beschaffen, der häusliche Waschttag mindestens ebenso kostspielig ist, als „die Wäsche außer Haus“, selbst dann, wenn man deren erhöhte Abnutzung durch die betreffende Reinigungsanstalt mit in Erwägung zieht. So löst man die alte Tradition des Waschtages vorläufig auf. Man hat auch in diesem Jahre nicht eingelocht, denn der Zucker war schwer zu haben und die Früchte standen zu hoch im Preise. Was man an Marmelade benötigt, zumal als Butterersatz zum Aufstrich auf das Brot, das wird im Laden fertig gekauft.

Und so wie mit dem Waschtage und mit dem Einsieben, geht es in verschiedenen Beziehungen. Die Maschine hat gerade in jüngster Zeit der Hausfrau neuerdings eine Menge Arbeit aus der Hand genommen — auch in dieser Hinsicht ist die Wirtschaft, das oft belächelte und dennoch so gute „Hausgemachte“ unmodern geworden. Man spürt überall die Tendenz — vom Hause fort — seit das Wirtschaften so schwierig geworden ist. Das hat nichts mit einem Wandel der Menschen zu tun, sondern nur mit den gegenwärtigen Verhältnissen.

Deshalb wird das sicher auch wieder anders werden. „Die unmoderne Wirtschaft“ ist nur eine vorübergehende Erscheinung, namentlich zulande. Aber im Augenblick ist sie zweifellos ein Merkmal der Epoche, und will als solches betrachtet sein. In den so heiß ersehnten Tagen des kommenden Friedens werden all jene, die ihrer Häuslichkeit untreu werden mußten, gewiß wieder frohen Herzens dahin zurückschreiten. Vorläufig aber — und das läßt sich nicht leugnen — wird die Wirtschaft unmodern.

H. T.